

In meiner Annäherung als Theologe möchte ich heute zunächst am zeichnerischen Herstellungsverfahren von Inga Hehns „Minidramen“ ansetzen; und ich erlaube mir, andere Aspekte einmal auszuklammern, wie etwa die Bezeichnung „Minidramen“, die abstrakten Motive oder die teilweise vorhandenen, jedenfalls auffallenden Bildecken.

Wer nur einen flüchtigen oder entfernten Blick auf Inga Hehns „Minidramen“ wirft, wird zarte, strahlenförmig angeordnete oder anderen Motiven und Mustern folgende Linien wahrnehmen, schwarz oder dunkelgrau auf weißem Grund.

Wer ein wenig genauer hinsieht, wird – vielleicht ein wenig irritiert – bemerken, dass die Linien bei aller Zartheit gar nicht so dünn sind, wie man das einer „zarten“ Zeichnung gemeinhin zuschreibt; sie sind sogar ein wenig unscharf und „ausgefranst“, als wären sie z.B. mit weichem und stumpfem Stift oder wässriger Tusche auf rauem Papier gezogen.

Und wer sich schließlich – vielleicht durch diese Irritation bewegt – den Bildern zu eingehenderer Betrachtung ganz nähert, wird seine früheren Urteile komplett über den Haufen geworfen finden (außer vielleicht jenes über die Farbigkeit). Hier wurde keineswegs stumpf oder wässrig, sondern mit feinsten Feder gearbeitet; v.a. aber: Was wir zu sehen bekommen, sind gar keine Linien – zumindest keine konventionell gezogenen. Unser Auge setzt zahllos aneinander gereihte, winzige Tuschpunkte und -striche zu Linien und strahlenförmigen Gebilden zusammen und sieht also etwas, das so gar nicht da ist.

Hierzu zitiere ich die Künstlerin über ihre Zeichenmethode: *„In der Serie der Minidramen entstehen Linien durch das Auflegen von Kartonelementen, die wie eine Schablone verwendet werden. Die Tusche wird auf das Papier katapultiert und hinterlässt winzige Farbspritzer und Partikel, die sich zu einer Linie summieren.“*

Wir haben es hier also gleichsam mit einer doppelten Illusion zu tun: 1. Die Linien, die wir zu sehen meinen, sind gar keine Linien, sondern keineswegs zufällig, vielmehr mit einer präzisen Methode aneinander gereihte, feinste Tuschspritzer und -partikel. – 2. In ihrer Summe und aus einiger Entfernung betrachtet bilden diese zahllosen Tuschpartikel zwar die klare und angreifbar/körperlich/materiell, also real existierende Schablonenform nach, der sie sich verdanken – aber eben nur in Summe und aus einiger Entfernung betrachtet aufgrund konstruktiver Reduktion in der zerebralen Verarbeitung unserer Sinneswahrnehmung. Der ursprünglich als Quasi-Schablone vorhandenen Karton-Kante entspricht also gar keine nach- und durchgezogene Linie im Sinne eines Kontinuums, sondern eben nur diese methodische Anordnung zahlloser Einzelelemente; diese stehen für sich betrachtet sogar mehr oder weniger quer (~ 90°) zur Linie, die sie zeigen. Die klare Form – die Gerade, die Kurve – wird zwar sichtbar, sie ist aber streng genommen gar nicht da.

Als Theologe erinnert mich das an eine uralte, aber leider viel zu häufig vergessene oder übersehene Tradition meines Faches, die sich „negative Theologie“ nennt: Dabei wird das Denken und Reden über Gott beschränkt, indem alle positiven Aussagen über Gott konsequent als unangemessen kritisiert und verworfen werden. Nur negative Aussagen können als wahr betrachtet werden, wobei die Begriffe „positiv“ und „negativ“ nicht in einem wertenden Sinn gemeint sind. Als „positiv“ gelten alle Aussagen, mit denen das Wesen Gottes bestimmt werden soll, indem festgestellt wird, was/wie er ist. Dies geschieht, indem ihm bestimmte Eigenschaften, die aus dem Bereich menschlicher Erfahrung stammen, (wie z.B. Güte oder Weisheit) zugeschrieben werden, oder indem er mit diesen Eigenschaften identifiziert wird (also z.B. Gott *ist* gut oder weise.). Die negative Theologie lehnt eine solche Vorgehensweise ab mit der Begründung, es sei prinzipiell unmöglich, bei solchen positiven Aussagen über Gott dessen absolute Transzendenz angemessen zu berücksichtigen. Gott ist immer größer und zu sehr anders, als dass positive Aussagen sein Wesen jemals erfassen und begreifen könnten. Diese theologische Methode gipfelt in dem Grundsatz: *„Alles was – positiv – über Gott gesagt werden kann, ist ihm stets unähnlicher, als es ihm ähnlich ist.“*

Das führt zu folgendem logischen Schluss: Streng genommen sind nur negative Aussagen, also Verneinungen positiver Aussagen über Gott, legitim bzw. sinnvoll – also Aussagen darüber, was Gott *nicht* ist. Die Aussagen der negativen Theologie liegen also gewissermaßen quer zum Grundanliegen der Theologie, etwas Gültiges über Gott zu sagen, bzw. sie verfolgen dasselbe Anliegen, *indem* sie sich dazu quer legen – wie ja auch Ina Hehns Tuschpartikel quer zur Linienführung der formgebenden Kartonkante auf das Papier katapultiert werden.

Diese Arbeitsmethode Inga Hehns und ihr Ergebnis bringen mich aber noch zu einem weiteren Gedanken: KeinE TheologIn oder MystikerIn hat zwar in ihren positiven Aussagen jemals irgendetwas Vollgültiges vom Wesen Gottes erfasst. Im besten Fall könnten aber – dem Ansatz der negativen Theologie gemäß – alle positiven Reden über Gott – zusammengenommen, aneinander gereiht und nebeneinander gestellt – wiederum eine Gestalt nachbilden bzw. ein Wesen erahnbar machen, allerdings nicht aus der Summe des Gesagten selbst, sondern umgekehrt aus dem, was – jenseits des Gesagten – als Freiraum bleibt: also aus der Summe des Nicht-Gesagten. – Wie unser Auge in Inga Hehns Arbeiten also eine Linie sieht, die so gar nicht da ist (zumindest nicht materiell), so könnte man sagen, dass sich religiöser Glaube an etwas festmacht, das nicht positiv ausgesagt werden kann und in positiven Aussagen darüber keinesfalls erfasst wird, was in diesen Aussagen also überhaupt nicht da ist – aber dennoch daraus erahnbar wird.

Ich danke Inga Hehn für ihre „Minidramen“ und dafür, dass sie damit im heurigen Frühjahr die „kunstzeit“ in unserem „Raum der Stille an der Universität“^{*)} bestreitet.

Dr. Markus Schlagnitweit, Hochschul-, AkademikerInnen- & KünstlerInnen-Seelsorger

^{*)} Auch dieser „Raum der Stille“ selbst weiß sich dem Konzept der negativen Theologie verpflichtet: *„Die bewusste Bild- und Gegenstandslosigkeit des Raumes will Platz schaffen für die Begegnung mit der die materielle, gegenständliche Welt übersteigenden Wirklichkeit und ist zugleich Ausdruck der Bescheidenheit menschlichen Wissens über Gott bzw. sein jegliches menschliche Fassungsvermögen übersteigendes Wesen.“* (aus: Konzept des Raums der Stille an der Universität)